

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. de l'le Grazie.

1. Menschen und Wege!

Auf dem schmalen Steig, der quer durch die Felder der Landstraße entgegenlief, begann sich etwas zu bewegen. Schier lustig war das anzusehen, wenn man da oben auf der „Kreuzbreite“ stand, wie der alte Zilly und die Leute so allmählich emportauchten und herankamen: erst eine Mütze oder das schwarze Kopfstuch einer Bäuerin, nun die Stirn, die Augen mit der Nase, nach einer Weile Mund und Kinn — dann lange, lange nichts . . . bis der Pfad wieder zu steigen begann und die Leute endlich zeigen konnten, daß sie Arme und Beine hatten und was sonst dazu gehörte. Standen sie oben, war es immer wie eine Ueberraschung, so scharf und prall schnitt sich hinter ihnen der Horizont ab. Nicht anders, als wäre die „Kreuzbreite“ des alten Zilly das Ende der Welt!

Freilich, wenn man fünfzig Jahre denselben Acker pflügte und dieselben Furchen zog, hatte man auch den Spaß weg. Sah nicht einmal hin, außer man hielt gerade ein Weilschen an, um die Pferde rasten zu lassen und sich selbst den Schweiß von der Stirne zu wischen.

„Doßmal is's a Buag'raster!“ brummte der alte Zilly, der trotz seiner Jahre noch immer sehr gute Augen hatte; Augen, wie sie die Ebene schärft, mit ihrem weiten Horizont, dem rings zerstreuten Licht, den Gestalten und Erscheinungen, die schon aus der Ferne ins Schfeld treten. Denn auch die Höhe, auf der die „Kreuzbreite“ lag, war nur ein mäßiger Hügel im weiligen auf und ab dieses grünen Saatenmeeres. Und schon am Fuß des Hügels begann sich der ungeheure Forst auszudehnen, der diesen Teil der mährischen Ebene bis an die Polauer Berge bedeckte. Sah man aber südwärts, hatte man nur flaches Land vor sich: mit dem Segen seiner Felder, den da und dort aus dem Grün hervorstechenden Kirchturmspitzen und dem Frieden stiller Gehöfte, die im Glanz der Mittagssonne wie ausgestorben dalagen. Drum war es ja so ein Spaß, hier droben zu stehen, wie zwischen Berg und Tal, wo es doch nichts dergleichen gab ringsum!

„A Reitermocher,“ brummte der alte Zilly mit einem neuen Blick nach dem langsam Emporsteigenden, der mit den Schultern zugleich eine ganze Last drahtgeflochener Siebe in die Höhe schob. Nun ja, es kam allerlei Volk aus dem großen Wald heraus und ging allerlei wieder hinein. Zuletzt war es noch ein Glück, daß das Schloß mitten drin lag! Obwohl der alte Bauer im Augenblick selbst nicht wußte, wen er mehr haßte: die „Herrschaft“ oder all das landsahrende Gefindel, das im Sommer seine Saaten niedertrat und mitten im Getreide nächtigte, gerade wenn der Halm am schönsten stand. Die „Herrschaft“ freilich kümmerte sich nicht um den Schaden; zahlte weder einen Furchhügel noch sonst jemanden. Der Bauer mußte für alles aufkommen, auf eigenem und fremdem Grunde roboten (arbeiten). Lagen aber die Mandel schön goldgelb da, kam der Verwalter um den „Behent“. Und wer ein unwirtliches Wort hören ließ, lernte den Herrschaftlichen „Justitiär“ kennen. So hatte die „Herrschaft“ den Bauer nicht nur beim Saß, sondern auch beim Kragen.

So oft der alte Zilly bei diesem Gedanken hielt, stieg ihm ein mächtiger Fluch in die Kehle. Ein Fluch, der heiß war von der Schmach und den Tränen ganzer Generationen. Und doch war dieser Fluch nie über seine Lippen getreten. Denn der Alte war fromm, fromm wie seine Altvorderen, die das auch ertragen mußten — und ertragen hatten, im Glauben an Christo und im Gehorsam seiner Lehre. Fromm, wie er wünschte, daß auch seine Kinder und Enkelkinder es blieben ihr Leben lang, um einmal „so schön sterben“ zu können wie der „Ahl“: die knorrigten Finger rubig um den Rosenkranz gelegt, auf der Stirne den letzten Schweiß — in der Seele schon ein Ahnen der goldenen Ernte, die man für den Himmel gesät.

War es da keine Sache, sich um Dinge zu kümmern, die dem lieben Gott irgendwie recht sein mußten? So oder so. . . „Wia denn nit?“ Sonst ließ er sie wohl gar nicht ge-

schehen! Oder er sah zu und — wartete, bis auch diese Ernte reif war.

„Gü — Gott!“

Schön und schnurgerade lief hinter ihm die Furche her, Als der „Reitermacher“ auch seine Beine auf die Höhe setzte, sahen ihm die Pferde des Alten gerade ins Gesicht.

„Wollt's mich leicht wieder abifah'n?“ lachte er mit einem zutunlichen Blick nach dem Alten. Weil der Alte aber schwieg, zog er höflich die Mütze. Bei diesen Bauern war man ja nie im klaren, mit wem man es eigentlich zu tun hatte. Wo jeder hinter seinem Pflug herging, selbst der „Ortsrichter“.

„Gelobt sei Jesus Christus!“

Der Bauer hob den Kopf und sah ihm mit zwei großen, leuchtenden Blauaugen gerade ins Gesicht. „In Ewigkeit, Amen!“ erwiderte er. Und seine Worte, von der noch festen Stimme klar und ruhig ausgesprochen, fielen wie ein Feierklang in die tiefe Stille hinein, die um die beiden ihren Frieden spann.

„Ist's erlaubt?“ fragte der Fremde, während er Miene machte, sich am Rain niederzulassen.

„Die Weg' g'hör'n unserm Herrgott,“ nickte der Bauer freundlich, noch immer die hellen Augen auf den Burschen gerichtet, der ihm mit einemmal zu gefallen begann.

Der Blick des Reitermachers glitt zu Boden. „Ich lauf' sie schon lang!“ kam es zwischen den blanken Zähnen hervor.

„Host a no junge Friaß.“

„Die werd'n auch müd!“ gab der Fremde zurück.

„Ober anmol können i' di a dem Glüd zuatrog'n,“ mahnte der Bauer mit väterlichem Ernst. „G'rod wonn's d' moanst, 's ging nimmer weiter!“

Der Bursch riß einen Halm aus der Erde und zog ihn langsam zwischen den Zähnen durch. . . „Necht wär's schon, wenn man wenigstens wüßt, wohin man kommt, wenn's einem schon niemand sagen kann, woher?“

Der Bauer trat einen ganzen Schritt zurück. „Bist leicht a Schlanfater (Landstreicher)?“

„Könn' auch sein.“

„Ober — Dein' Muida (Mutter) wirst Do kenna?“

„Nit einmal die!“

„So — wia so denn?“ staunte der Alte mit offenem Munde.

„Habt's schon vom Brünner Findelhaus g'hört?“

„Do geh'n do nur die ganz Schlichten 'nein!“

„So war meine Mutter eben nix Besseres!“

Dem Alten verkhlug es eine ganze Weile die Rede. Was jetzt schon alles vorging auf der Welt! Nun, Gott sei Dank! So etwas gab es da herum noch nicht. Und so weit seine Erinnerung reichte, hatte es dies auch hier noch nie gegeben. Ein Frauenzimmer, das seine Schandbrut ins Findelhaus trug und dann einfach davonlief. . . Ah, belei! Ringsum herrschte noch Fucht und gute Sitte; wurden die Brautleute von den Eltern „z'ammt'an“, so lang' er denken konnte. War die Liab glei dabei, um so besser! Auf jeden Fall kam sie nach, wenn die Leute sich überhaupt Zeit nahmen, an dergleichen zu denken. So sah eine christliche Ehe aus. Anders wüßt' er's gar nicht.

Ja — da saß aber der Bursch und sah ihn an und guckte in die Welt hinein mit Augen, deren heller Jugendlanz wie ein Sonnenstrahl über sein altes Herz lief. Er hatte ja auch zwei solche daheim: den Michel und den Hannes! Und was für ein Weiß dazu! So gebiethen Hof und Vieh und Kinder. Der aber . . . nicht einmal seine Mutter hatte er gekannt!

Eine keusche, verdämmerte Bärtlichkeit quoll in der alten Seele empor. Gar viel hatte er sich ja auch nicht abgeben können mit seinen Buben. Wenn man den ganzen Tag im Joch ging und in einem fremden dazu! Wenn er allsonntäglich vor dem „Zwölferläut'n“ aber in die Bienenhütte ging, um nach dem Wohl und Weh der kleinen Summserinnen zu schauen und im Garten seine zwei Buben traf, war er ihnen doch immer über die blonden Haarschöpfe gefahren, ganz leise, mit einer Art Herablassung — selbst in der Liebfosung noch der strenge Vater. Wie hatten die vier hellen Neuglein ihn aber immer angeschaut! Und die Glocken hätten zu läuten begonnen: „Gegrüßt seist du Maria!“

„Jetzt seid's aber stad, Bester, Was?“ lachte der Bursche mit einem höhnischen Gezwinker zu ihm empor.

„Weilst m'r leid tuast.“

Der Reitermacher zog den Mund gegen die Ohren.

„Na — ob so oder so . . . auf der Welt bin ich einmal!“

„Gehst denn a fleißig in die Kira?“

Um die Lippen des Burschen zuckte es. Wie ein böses Lachen war es. Aber er wußte genau, wie weit man das Maul aufmachen durfte, wenn man ein armer Kerl war. Die Menschen wollten nun einmal angelogen sein. Gut lügen können, das lernte man auf den Straßen, wenn man sie von Klein auf lief, wie er. Gut lügen, das war für seinesgleichen so viel, wie das Beten für andere. Und das böse Lächeln froch zu einem klugen Wort zusammen: „Ich bin doch ein Christ!“

Der Bauer sah ihn wohlgefällig an: „Nachher wird di unser Herrgod nit in Stich loss'n!“

„Und den hab' ich ja auch,“ lachte der Bursch, während er den Finger an die Stirn legte.

„So, wenn der Verstand oll's richten kunn't,“ meinte der Bauer mit einem nachdenklichen Nicken.

„Mich hat er noch immer ans Ziel 'bracht.“

„Bild'st d'r leicht was ein?“

Der Reitermacher schien es zu überhören. Sein Blick ging die Aecker auf und ab, schweifte bis an den Horizont, den immer dieselben Linien begrenzten, immer das gleiche Grün der Fluren abtönte. Jetzt, im Frühling, ging das noch. Aber im Herbst, wenn der Wind über die Stoppeln fuhr und der Regen den Lehm aufweichte tage- und wochenlang. . . .

„Eine Gegend ist das!“ lachte er plötzlich auf.

„Was?“ ereiferte sich der Alte. „Mit schön war's bei uns? Wo mir den besten Boaz'ngrund hob'n weit und broat? Und kan doch unter tausend Gulden a' hob'n is?“

„Na, Bester, darüber werd'n wir wohl nit ins Gleiche kommen. Aber wenn's so ist, seid's ja reich.“

„I hob' nur a Holslah'n,“ wich der Alte aus. „Und Behent und Robot. . . . Do hoast's dazuaschau'n, wenn man weiter kamma will. Woast jo eh, wia's is!“

„Ja, ja, die gnädigen Herrn!“ nickte der Bursche. „Da hint'n im Wald steht auch so ein Schloß. Und wie ich vorübergangen bin — das Tor war offen — sind die Hund über mich herg'fall'n. Da is aber auf einmal eine schöne Frau kommen. . . .“

„Wird die Gräfin a'west sein . . .“

„Wie heißt denn der Graf?“

„Sie hot no kan Herrn.“ Der Alte schien noch etwas sagen zu wollen, hielt aber plötzlich ein und räusperte sich.

„Die hat noch kein' Herrn?“

„Nan, 's is a Fräuleinguat.“

„Sapperlott,“ fuhr der Bursche empor. „Und da hätt' sich noch niemand g'fund'n? So ein sauber's Weibsbild. Und ein Kunkelleh'n. . . .“

„Kunkelleh'n? Was war' denn dös?“ forschte der Bauer.

„No, halt ein Fräuleinguat.“

„Wia kimmst denn dazu?“

Die Augen des Burschen blickten auf. Nun war die Reihe an ihm. „Ich hab' doch 's halbe Gymnasium hinter mir!“

Der Bauer riß Mund und Augen auf. „Du?“

Ein Zucken glitt um die jungen Lippen. „Glaubt's leicht, weil ich jetzt mit'n Reitern geh'. In Nikolsburg hat sich ein alter Biarist meiner ang'nommen. Aber wia 's schon geht. Erst hat m'r nig einwoll'n. Nachher is er g'storb'n. Und wia i g'merkt hab', daß' mir nur weiter halt'n möcht'n, wenn ich in die Kutt'n stieg', bin ich halt ausg'sprung'n!“

Der Alte sah ihn ernst an. „Besser schon, ols a schlechter Geistlicher!“

„Dann hab'n s' mich von G'meinde zu G'meinde g'schickt, bis mir die G'schicht selber zu dumm word'n is' und ich endlich was g'lernt hab'. — Dal!“ Er schlug auf seine Siebe. „Was halt damals g'rad 's Leichteste war und z'erst ein Brot 'bracht hat — 's Reitermach'n. So kann mir jetzt niemand mehr an und Plag' ist auch nit viel dabei. Schad' nur, daß' ich mich erst jetzt gern in die Büach'ln umschau — jetzt, wo 's zu spät is'!“

Der Bauer lachte. „Do host 's ober vom verkehrten End' ong'fong'n!“

Der Bursche kniff die Augen ein und blinzte eine ganze Weile nach dem Walde zurück. Dort stach ja der Turm des Schlosses mitten aus dem Grün der uralten Buchen. . . . blank und kupferrot. Und der „Wetterhahn“ hielt das

Wappen und drehte sich im Wind — einmal . . . zweimal. Nun sah er gerade nach ihm her!

„Sie ist wohl sehr reich?“ fragte er leise.

„Reich?“ Der Bauer lachte auf. „Bis über'n Hols in Schuld'n! Wenn man oll's geh'n und lauf'n löst! Im Augenblick führt der Verwokter 's große Wort durt. Na — der Alte spuckte aus — „wird von wos ondern wohl mehr versteh'n, ols von der Wirtshost!“

Der Bursche zog die Luft durch die Rüstern. „Eine — solche ist das!“

„I hob' nig g'lost!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

March, marsch!

Skizze von D. S.

Ins Manöver!

Mit klingendem Spiel marschiert das Regiment durch die Stadt zum Bahnhof.

Luftig unter übermütigen Scherzen und derben Späßen kettern die Musketiere in die Baggon's.

Geh't's doch hinaus aus den dumpfen Kasernenmauern; und es ist den Soldaten, als ob ein Hauch der Freiheit sie berührt hätte.

Die „alten Leute“ singen während der Fahrt unermüdet Reservelieder; am häufigsten das von der Reserve, wenn sie „Ruh' hat“.

Nur noch wenig Tage, dann ziehen sie den „bunten Rod“ aus, der ja ein „Ehrenkleid“ genannt wird.

Aber wie oft in besagtem „Ehrenkleide“ hat man ihre Menschenwürde mit Füßen getreten! Wie brutal sind sie in dem „Ehrenkleide“ malträtirt, geschunden, wie roh beschimpft worden!

Die Rekruten gehen mit gespannter Erwartung ins Manöver. Ihnen deutet es noch etwas Geheimnisvolles, märchenhaft Unspönnenes.

Haben doch die „alten Leute“ Wunderdinge von schönen Quartieren mit brillanter Verpflegung — und feischen Bauermädeln erzählt.

Allerdings — einige haben auch von miserablen Quartieren auf großen Gutshöfen, von Gewaltmärschen ach und von Divals in strömendem Regen zu berichten gewußt.

Doch da hatten die Rekruten laum hingehört. „Kummer“ war man ja sein „Kommniß“ gewöhnt. Jetzt träumten sie nur von freiem Leben und gespaßigen Abenteuer. — — — — —

Siegend heiß brennt die Sonne auf die schattenlose Chaussee. Kein Lüftchen regt sich.

Eine schier endlose Staubwolke wirbelt herbor. Wo sie sich ein wenig lockert, blitzen Helmspitzen in der Sonne.

Eine Infanteriebrigade ist im Anmarsche.

Ab und zu stimmt eine Kompagnie ein Lied an. Aber der Gesang will nicht recht in Gang kommen, und bald verstummt er wieder.

Die Rehlen sind zu trocken, die Zunge klebt am Gaumen — und in der Feldflasche ist kein Tropfen mehr.

Selbst die unverwiltlichsten Wigbolde sind einsilbig geworden — ihre Späße verpuffen ohne Beifall.

Das Gewehr wandert abwechselnd von der linken Schulter auf die rechte und von der rechten wieder auf die linke.

Der Tornister mit dem schweren Manövergepäck bekommt immer öfter einen Ruck nach oben. Das Kreuz ist schon fast lahm.

Mechanisch wird ein Fuß vor den anderen gesetzt, und der geduldigste Musketier wird rasend grob, wenn sein Nebenmann strauchelt oder der Hintermann ihm auf die Hacken tritt.

Zimmer glühender prallt die Sonne auf die Helme. In großen Tropfen rieselt der Schweiß durch die dicke Staubschicht auf dem Gesicht herunter und verklebt fast die Augen.

Es ist bald Mittag. Seit dem frühen Morgen marschieren die Soldaten schon und noch immer lammen sie nicht an den „Feind“ heran.

Mit einem Male wird es born an der Spitze lebhafter.

Kavalleriepatrouillen sprengen daher, Radfahrer sausen vorüber und feudale Husaren- und Ulanenoffiziere jagen hin und her, die Grüße ihrer Kameraden von den „Sandhasen“ nur mit einem mitleidigen Blicke erwidern.

Links 'ran! — Links 'ran! pflanzt sich plötzlich von hinten ein Ruf fort.

Die Kolonnen drängen sich dicht an den Chaussee-Graben. Dumpf dröhnend rattert im Galopp eine Batterie nach born, von den Musketieren mit freudigen Zurufen begrüßt.

Jetzt muß es ja gleich losgehen!

Die Chaussee macht eine Biegung und führt dann allmählich bergab.

Unten im Tal liegt friedlich ein Dorf. Dahinter steigt der Weg wieder bergan. Rechts von ihm zieht sich eine Hügelkette ins Gelände hinein.

Dort hinauf rast die Artillerie.

Dum! kracht es dumpf.

Der erste Kanonenschuß!
Na — endlich ein Zeichen, daß man Fühlung mit dem „Feinde“ bekommt.

Unwillkürlich richten die müden Muskettiere sich auf und schreiten schneller aus.

Im Dorfe wird's wohl einen Schluck Wasser geben. Wasser — Wasser — das ist der einzige Gedanke, der jetzt alle beherrsicht.

Bum — bum — bum! rollt Schuß auf Schuß von den Hügel.

Gleich hat die Spitze der Infanteriekolonnen das Dorf erreicht.

Alle reden die Häse und spähen eifrig aus.

Wirklich — die Bauern bringen Eimer mit Wasser heraus und stellen sie am Wege auf.

Schnell den Trinkbecher aus dem Brotbeutel!

Da kommt der Regimentsadjutant angaloppiert, macht kurz dem Hauptmann der ersten Kompagnie eine Meldung und jagt zur nächsten.

„Aufmarschieren! befehlt der Hauptmann von Nummer Eins.

Die abgedrohtenen Reiten laufen zu ihren Sektionen und die Offiziere und Korporale nehmen ihre Plätze an den Flügeln der Büge und Sektionen ein.

„Rei in Wasser trinken!“ lautet kurz und kalt der nächste Befehl des Hauptmanns.

Weinade entsezt hlicken die Soldaten sich an — krampfhaft umkammert jeder den Trinkbecher.

Jetzt ist die erste Sektion an den vordersten Eimer mit Wasser herangekommen.

Die Bauern winken den lechzenden Soldaten aufmunternd zu — das kühle Raß lodd untwiderstehlich — der Durst wird übermächtig und durchbricht die eiserne Disziplin.

Trotz des Verbotes stürzen sich die Muskettiere auf die Eimer und tauchen gierig die Trinkbecher hinein.

„Versuchte Bunde! Der Teibel soll Euch frilassieren!“ fährt wütend der Hauptmann dazwischen. „Ich werde Euch parieren lehren!“

Der Leutnant schlägt dem Flügelmann den gefüllten Becher aus der Hand.

„Lauffschritt — marsch, marsch!“ kommandiert der Hauptmann.

Und im Lauffschritt müssen die fast verschmachtenden Soldaten an den vollen Kübeln vorbei — und aus dem Dorfe hinaus.

Stoppfchüttelnd bilden die Bauern ihnen nach.

Am Ende des Ortes wird einen Augenblick Halt gemacht.

„Die ganze erste Sektion tritt heute nachmittag zum Gewehrappell feldmarschmäßig an. Eine Stunde Straßexerzieren!“ diktiert der Hauptmann.

Am Fuße des von der Artillerie besetzten Höhenzuges dehnt sich weit und grün eine Wiese.

In die geht's jetzt hinein.

Den auf der harten Chaussee lahm gewordenen Füßen der Soldaten kommt es vor, als ob sie einen weichen Teppich betreten.

Kompagniekolonne formiert — marsch, marsch!“

In schnellem Laufe formieren die Sektionen sich zu Bügen. Jenseits von der Höhe am Waldesjaum blitzt es auf, und wie das Echo eines fernen Donners rollt ein Kanonenschuß herüber.

Aha! Der Feind sendet seinen Gruß.

„Schwärmern!“

Die Kompagnie zieht sich in langer Schützenkette auseinander. Neue Kolonnen drängen nach, lösen sich auf und verlängern die Schützenkette ins Unabsehbare.

„Hinlegen! — Wisier 1800 — Schützenfeuer!“

Wie mit einem Schlage hingemäht lauern die Schützen am Boden.

Tief drücken sie die heißen Gesichter in das kühle Gras oder lauen auf einigen Halmen, um das brennende Durstgefühl zu betäuben.

Manch' einem fallen die Augen zu.

Ach, wenn man doch hier liegen bleiben könnte!

Das Gewehrfeuer wird immer schläfriger.

„Sprung! — Auf — marsch, marsch!“ reißt plötzlich das Kommando die müden Träumer in die Höhe.

(Schluß folgt.)

Holz und Geist.

(Von der Möbelmesse zum Gewerkschaftshaus.)

Dinge und Handlungen vergehen, der Geist bleibt lebendig. Mehr als alle Erfolge des Tages bedeutet die Reinheit der Idee. Die Wirklichkeit gibt immer nur einen Annäherungswert; über allen kleinen, selbst über den erheblichen Vorteilen von heute darf die letzte Absicht, darf die eigentliche Ursache jeglichen Unternehmens nicht vergessen werden. Warum sonst verzichtet der Arbeitnehmer auf manche Bereitwilligkeit des Unternehmers, dieses und jenes zu erfüllen, wenn dabei nur die proletarische Organisation ausgeschaltet bliebe? Darum: weil die Organisation an sich, diese Wallung zum Kollektivwillen, unendlich wichtiger ist, als der Profit des einzelnen. Kurzzeitige Realpolitik kann leicht zur Zeitfucht werden; den letzten Sieg gewinnt der, der sich das Ziel auch nicht um Haaresbreite verrücken läßt.

Die mannigfachen Versuche der Arbeiter, sich zu befreien von den verbrauchten und zerbeulten Ausdrucksformen bürgerlichen Verfallses geschah nicht so sehr darum, sich heute etwa billige und nette Möbel, morgen eine gute Theateraufführung zu verschaffen, als vielmehr aus der unbeugbaren Absicht heraus: das Proletariat zum Träger einer neuen Kultur zu machen. Nur in solchem Zusammenhang haben Bestrebungen, die auf den ersten Blick als Ablenkung, Verweichlichung und ästhetische Infektion erscheinen könnten, ein Existenzrecht. Es ist gar nicht so wichtig, daß der Arbeiter etwa den Ablauf künstlerischer Moden mitmacht, sich modern kleidet und modern einrichtet; wenn es aber wahr ist, daß durch scheinbare Neuherlichkeiten die Idee gestärkt wird, dann allerdings sind die legitimiert, die den Arbeiter die Trümmer einer maroden Kultur verachten lehren und ihm Wege zeigen, um aus Nebenächlichkeiten Waffen zur Kultur zu gewinnen. Darum, was die Arbeitermöbel betrifft, so ist es nicht entscheidend, ob sie nun wirklich und restlos vorzüglich, ob sie billig genug und für jedermann erstrebbar sind. Das alles hat natürlich seine Wichtigkeit; den Ausschlag aber gibt die Frage: ob und wie weit die Gesinnung, die solche Möbel will, eine Stärkung des proletarischen Bewußtseins ist. Es kann dann, um das Paradoxon noch mehr zuzuspitzen, die Unvollkommenheit und die Unersehbarkeit für die eigentliche und letzte Absicht mehr leisten als eine scheinbar treffliche und durchaus verläßliche Ware, die jenen Grad der Mittelmäßigkeit zeigt, der zwar den Haß gegen den ärgsten Tiefstand nicht mehr notwendig macht, der aber auch gar leicht das Ideal und die Tendenz schwinden läßt. Konzessionen pflastern leicht den Weg zur Charakterlosigkeit. Wer alten abgestandenen Instinkten zu gefallen versucht, wird heute vielleicht Preisfall finden, aber morgen schon das Ziel vergessen haben. Das Ziel der Arbeitermöbel ist: ein Baustein zur proletarischen Kultur zu sein.

Das, was die Möbelmesse an Arbeitermöbeln zu zeigen hat, wollte nicht eigentlich solchen Absichten dienen. Es handelte sich mehr darum, der Tischlerinnung Hilfe im Kampf gegen die Händler zu gewinnen. Die Innung beabsichtigte, den ihr von den Händlern angebotenen Bohnst durch eigene Verkaufsstellen zu beantworten; sie hatte berechnete Ursache zu erwarten, daß solchem an sich sehr vernünftigen Unternehmen eine sehr erhebliche Diskontohilfe zuteil werden würde. Selbstverständlich hätten diese Innungsmagazine ihre Kundenschaft nicht am Kurfürstendamms suchen können; sie mußten von vornherein mit Käufern rechnen, die selten mehr als tausend Mark für eine Wohnungseinrichtung auszugeben pflegen. Da lag es nahe, den Gedanken des Arbeitermöbels, den die Innungsmeister bei einem Besuch im Gewerkschaftshaus vorgestellt bekamen, aufzugreifen. Das ist geschehen. Sofort nach jener Visite hat die Tischlerinnung ein Preisauschreiben für Arbeitermöbel erlassen; es wurde zugleich angedeutet, daß das Resultat dieses Preisauschreibens bedeutend besser zu sein habe als das, was an Arbeitermöbeln im Gewerkschaftshaus geleistet worden war. Solche Energie der Tischlerinnung war sehr dankenswert, und gewiß gab es keinen unter den Freunden einer proletarischen Kultur, der nicht die hoffnungsfreudige Konkurrenz als ein Symptom gewertet hätte: die Idee eines autonomen Arbeitermöbels marschiert.

Nun brachte der Wettbewerb, nachdem er an zahlreichen Klippen vorbeigesteuert, keineswegs eine definitive Lösung des Problems. Man kann nicht einmal sagen, daß die auf der Messe stehenden Möbel auch nur einen der Fehler vermeiden, die an den im Gewerkschaftshaus zur Schau gestellten gerügt worden waren. Ober, wenn das wirklich bei einem oder dem anderen Stück der Fall sein sollte, so findet sich bei einem dritten ein neuer Fehler, der dort bereits überwunden wurde. Auch was den Preis betrifft, gelang es der Tischlerinnung nicht, die Einrichtung der Zimmer bei gleicher Möbelzahl und gleicher Qualität billiger herzustellen. Das ist auch gar nicht möglich, solange einwandfreies Material verarbeitet und Berliner Arbeiterlohn gezahlt wird. Es bleibt also auch das Arbeitermöbel der Tischlerinnung nur für bestimmte Preise des gehobenen Arbeiters zugänglich; man kann eben nicht mit einer Type den verschiedensten Bedürfnissen gerecht werden. Und selbst diese eine Type kann nicht von heute auf morgen vollkommen sein; sie muß durch die Wünsche und durch die Erfahrungen derer, die sie benutzen, Schritt für Schritt gebessert werden. So wäre es ungerrecht, wollten wir den Arbeitermöbeln der Messe ihre Begrenzung und ihre Fehler zum Vorwurf machen. Wichtig und notwendig aber ist es, daß wir es klar und deutlich aussprechen: diese Möbel der Messe entbehren jenes radikalen Wollens zur proletarischen Kultur, das, wie wir vorhin begriffen, allein ihre Existenzberechtigung legitimieren könnte.

Das kommt eben daher, weil sie eigentlich nicht dazu geschaffen wurden, proletarischen Willen zu materialisieren, vielmehr darum, den Verkauf der Meistermagazine in Fluß zu bringen. Sie sollten weniger eine Demonstration als ein Mittel zum Umsatz sein. So mußten sie eine gewisse Mittelmäßigkeit wahren; sie durften nicht ein hart geschliffenes Programm rücksichtslos erfüllen, sie mußten Konzessionen machen. Gewiß, sie sehen lustiger aus, als die Möbel des Gewerkschaftshaus; sie haben hier eine Kartusche und dort ein eingeleimtes Bierstäbchen, hier ein wenig Profil und dort ein wenig Schweißung, kurz, sie sind: national-liberal. Sie dienen nicht jenem Idealismus, der in dem Arbeitermöbel einen Klassen Ausdruck, eine metaphysische Form sucht nach jener Art, wie die Dome und die

Schlösser Klassen Ausdruck waren, wie die ersten Talmipaläste des Kurfürstendammus nackte Form für die menschlich minderwertige Schicht der Schieber und Proken sind. Die Arbeitermöbel der Messe möchten Realpolitik treiben. Kurzatmige Realpolitik kann leicht zur Zettfucht werden.

Sie wurde es. Die Tischlerinnung, die mit ihren Arbeitermöbeln den Kampf gegen die Händler, speziell den gegen die Abzahlungs-geschäfte, führen wollte, hat sich bereits rückwärts konzentriert. Die Abzahlungs-geschäfte waren ärgerlich, besonders darüber, daß ein kluges Gegenbeispiel Abzahlungs-schund, neben den Wettbewerbsmöbeln stand. Sie erwirkten eine schleunige Verfügung zur Entfernung der sie schändenden Wahrheit. So weit sieht die Sache harmlos aus, und man könnte die Tischlerinnung bemitleiden ob der kurz-sichtigen Richter. Indessen, die Sache ist den Innungs-meistern gut bekommen. Sie haben sich mit dem Verband der Abzahlungs-geschäfte glatt versöhnt; sie werden künftighin nicht mehr Schund und Schund heißen, noch Wucher kurz und redlich Wucher. Die Tischlerinnung hat 60 Exemplare ihrer Musterwohnung an den Verband der Abzahlungs-geschäfte verkauft. Die Abzahlungs-geschäfte haben das Gegenbeispiel zum vollen Preis zurückgenommen, sie werden für den Platz, auf dem es bisher stand, Miete zahlen, und werden auch sonst noch hier und da den Herren Meistern einige Gefälligkeiten erweisen. Sie werden ihnen die 7½ Prozent Zuschlag künftighin gewähren; sie werden sich freuen, wenn die Tischlerinnung repetierlich Wettbewerbe für Arbeitermöbel veranstaltet und werden sogar erwägen, die gewalttätigen Abzahlungs-verträge zu bessern. Wahrlich, schädiger konnte die ideale Forderung des Arbeitermöbels nicht verhandelt werden.

Was bedeuten denn die sechzig Exemplare der Innungs-wohnung in dem Meer der Muschellamotten, die das Wesen der Abzahlungs-geschäfte erschöpfen. Diese sechzig Exemplare sind nichts anderes, als ein den Meistern gezahlter Friedenspreis von etwa 30 000 bis 40 000 M. Weiter nichts. Sie werden das Niveau der Abzahlungs-möbel auch nicht um den Bruchteil eines Grades heben. Ja, sie werden von den gerissenen Verkäufern und Andrechern wahr-scheinlich als Gegenbeispiel, als arme Schluder neben dem reichbesülten Vertiko vorgeführt werden. Was aber noch viel schlimmer ist, und was handgreiflich beweist, wie wenig Verantwortlichkeitsgefühl die Tischlermeister gegenüber den Konsumenten aufzubringen vermögen, ist die offensende Tatsache, daß der scharfe Gegensatz zwischen den Abzahlungs-geschäften und einer soliden Vertriebsart, der sich vor aller Öffentlichkeit zu enthüllen begann, nunmehr wieder verschüttet wurde. Die Aufmerksamkeit des Publikums wurde wieder abgelenkt von dem ökonomischen und sittlichen Schaden, den das Abzahlungs-geschäft der heute herrschenden Oberbanz mit sich bringt, ganz einerlei, mit welchen Formen es handelt. Dies Abzahlungs-geschäft an sich muß dem Publikum verleidet werden. Das hatten die Meister auch ganz richtig begriffen und beabsichtigt. Sie vergaßen es aber, als die Lockung kam, sechzig Exemplare zu verkaufen und noch sonstige Gewinne einzubeimsen.

Das alles kann denen, die nicht um irgendwelche Vorteile, die am Ideale, um die Wahrheit einer proletarischen Kultur kämpfen, nur recht sein. Wir haben es nicht anders erwartet. Es wäre ungesund, wollten Unternehmer die Ausbeuteten erlösen; es ist unmöglich, daß eine Schicht, die längst nicht mehr irgendeine Kultur zu verwalten hat, jungen, zur Herrschaft drängenden Elementen irgendwelchen Anteil an der neuen, kommenden Kultur vermitteln könne. Das Proletariat muß ein Möbel, das seiner Lebensart ein Denkmal und eine Stützstütze sein soll, aus sich selber heraus-schaffen. Mit Wohlwollen des Kapitals ist da wenig anzufangen, mit bauernschlauer Diplomatie noch weniger; hier wie überall führt nur der Kampf zum Ziel. Und dieser Kampf, der angefangen wurde, wird dauern. Auch die Kommission für vorbildliche Arbeitermöbel wird zu einer Fortsetzung das ihre tun und in den Ausstellungsräumen des Gewerkschaftshauses wird man auch künftighin von den Erfolgen sehen und hören können^{*)}. Und was das Abzahlungs-geschäft betrifft, das übliche, das verderbliche, so wird jetzt erst eigentlich die Schlacht beginnen. Die Erhebungen, die angestellt werden, die Schäden des landläufigen Abzahlungs-geschäftes nachzuweisen, haben schon heute gar nette Resultate ergeben. Wenn die Stunde geschlagen, wird selbst denen, die heute noch dem scheinbar so bequemen und lebens-würdigen Abzahlungs-wucher vertrauensselig in die Arme laufen, sich ihm glauben verschreiben zu müssen, ein Licht aufgehen. Viel-leicht wird es sogar ein Scheiterhaufen werden.

Es ist leicht, Arbeitermöbel als Holz zu verkaufen. Schwer aber ist es, den Geist auch dieses Kulturkomplexes reinlich zu erhalten.

Robert Dreuer.

^{*)} Die Ausstellung im Gewerkschaftshaus bleibt noch bis Ende Oktober geöffnet, und zwar: Mittwoch und Sonnabends von 6-9, Sonntags von 12-2 Uhr. Auch nach Abschluß der dies-jährigen Ausstellung bleibt die Kommission (die, das muß einmal gesagt sein, ihre Arbeit vollständig unentgeltlich leistet) in Tätig-keit; sie wird jeberzeit Auskunft und Rat erteilen und selbst-verständlich auch nach wie vor den Verkauf der dies-jährigen Type vermitteln. Im übrigen aber wird sie ihre Aufklärungsarbeit im Kampf gegen die Abzahlungs-geschäfte fortsetzen und neue Möbeltypen für das kommende Jahr vorbereiten.

Kleines feuilleton.

Aus dem Tierleben.

Werkzeuggebrauch bei niederen Tieren. In-dividuelle Werkzeugzubereitung, Werkzeugherichtung ist es, was den aufrechtgehenden, seiner Hände sich frei bedienenden Menschen von der Tierwelt unterscheidet, nicht der Gebrauch von Werkzeugen. Eine Verwendung von Werkzeugen ganz ohne Instinkt, rein individuell, gleichsam improvisiert, ist uns von den verschiedensten intelligenteren Gliedern der Säugetierfamilie be-kannt, u. a. vom Elefanten, Hund, von der Katze und vor allem von den menschenähnlichen Affen. Aber auch niedere Tiere, be-sonders hochentwickelte Gliedertiere, gebrauchen in den ver-schiedensten Situationen Werkzeuge, z. B. benutzen die Weber-ameisen ihre Larven als Weberschiffchen beim Zusammenweben von Blättern zu ihren Nestern. Doch handelt es sich hier in den meisten Fällen um angeborene, unbewußt wirkende Instinkte. Ueber zwei eigenartige Fälle von Werkzeugbenutzung, die in das Grenzgebiet zwischen instinktiver und rein individueller fallen, berichtete kürzlich Dr. W. Hoffmann im Anthropologischen Verein zu Göttingen. So geht eine Krabbe, Melia Sesellata, mit einer gewissen Seerosenart ein Verhältnis ein, das nicht als Symbiose gedeutet werden kann. Die Krabbe löst die Seerosen, die sie auf ihrem Wege trifft, kunstgerecht vom Boden los und saßt sie mit ihren Scheren um die Leibesmitte, so daß die Krone mit ihren giftigen Nesselorganen nach oben steht. Das ist dann die Waffe der Krabbe; sobald sie nämlich irgendwo berührt wird, geht sie sofort in Verteidigungsstellung über, indem sie die Scheren mit den gefährlichen und besonders von den ungepanzerten Tieren gefährdeten Seerosen vorstreckt. Aber auch zum bequemen Nahrungserwerb muß die Seerose dienen; hat sie mit ihren Fang-armen einen Happen erwischt und verschlingt sie ihn nicht schnell genug, so führt die Krabbe sie zu ihrem Munde und entreißt ihr den Bissen. Wenn das arme Tier infolgedessen bald an Ent-träftung zugrunde geht, läßt die Krabbe es einfach los und sucht sich Ersatz dafür.

Eine ganz merkwürdige Art der Werkzeugbenutzung be-obachteten die Geschwister Bedham bei einer Raubwespe. Einjam lebende Raubwespen pflegen eine Höhle in die Erde zu scharren, in die sie eine oder mehrere Larven von Schmetterlingen, Grillen, Heuschrecken u. dgl. hineinbefördern, nachdem sie sie durch einige Stiche mit ihrem giftigen Stachel bewußtlos gemacht haben. In das betäubte Tier legen die Wespen ihre Eier ab und schließen hierauf die Höhlung, indem sie sie mit Steinchen verstopfen und alsdann Sand und Staub darüber-scharren und die Oberfläche mit ihrem breiten Kopf glätten. Bei einer Raubwespe beobachteten nun die beiden Forscher wiederholt, daß sie in der üblichen Weise zuerst Staubkörner herzutrug und damit das Loch ausfüllte; darauf nahm sie aber einen kleinen Stein zwischen die Kiefern und stampfte damit den Boden mit rapiden Bewegungen ihres Kopfes fest; dann wiederholte sie noch mehrmals diese famose Art der Pflasterung, bis der Boden wieder hübsch geglättet war.

Mineralogisches.

Ein großartiger Edelsteinkristall. Ein un-erhörter Fund ist vor einiger Zeit von einem Bergmann im brasilianischen Staat Minas Geraes gemacht worden und hat auch in der wissenschaftlichen Welt so großes Aufsehen erregt. Es war ein Kristall der Edelsteinart Aquamarin, die in Form und Zu-sammensetzung zur Familie des Beryll und Smaragd gehört, sich aber durch eine bald meergriüne, bald blaue Farbe unterscheidet. Daher hat er auch seinen lateinischen Namen, der in der Ueber-setzung nichts anderes als Meerwasser bedeutet. Auch der Riesenkristall aus Brasilien ist grünlich-blau gefärbt. Seine Form ist die eines etwas unregelmäßigen hexagonalen Prismas, das an beiden Enden durch Bajalebenen abgeflacht ist. Seine Länge beträgt fast ein halbes Meter, genau 48½ Zentimeter, und sein Durch-messer ist nicht viel geringer, nämlich 40 und 42 Zentimeter. Dem entspricht das verhältnismäßig ungeheure Gewicht von 110½ Kilo-gramm. Dabei ist die Durchsichtigkeit des Kristalls so groß, daß man sogar in der Längsrichtung durch die ganze Masse hindurch-schauen kann. Der Schätzung nach könnten 200 000 Karat an Aquamarinen verschiedener Größe und edelster Beschaffenheit aus dem Kristall heraus-geschritten werden. Hoffentlich wird das nicht geschehen, denn dieser Fund stellt ein so großes Naturwunder dar, daß es unbedingt vor der Zerstörung gerettet und für die Nachwelt aufbewahrt werden sollte.

Technisches.

Die selbsttätigen Blocksignale auf der Londoner Untergrund-bahn, deren etwa 1000 vorhanden sind, haben sich in mehrjährigem Betrieb vorzüglich bewährt. Diese 1000 Signale haben jährlich rund 400 Millionen Bewegungen auszuführen, wobei nach den sorgfältigen Aufzeichnungen der Uebertwachungsstellen nur ein Versager mit 650 000 Signalbewegungen kommt. Auch bei einem Versagen des Signales kann der Zug nur aufgehalten, nicht gefährdet werden. Auf der Distriktsisenbahn werden trotz verwickelter Betriebsverhält-nisse stündlich 38 und auf der Hampsteadstrecke sogar 42züge auf jedem Gleise abgefertigt.